

Unverkäufliche Leseprobe



H. Glenn Penny

Im Schatten Humboldts

Eine tragische Geschichte der deutschen
Ethnologie

2019. 287 S., 37 Abbildungen

ISBN 978-3-406-74128-9

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/27784851>

© Verlag C.H.Beck oHG, München

H. Glenn Penny

IM
SCHATTEN
HUMBOLDTS

Eine tragische Geschichte
der deutschen Ethnologie

*Aus dem Englischen
von Martin Richter*

C.H.Beck

Mit 37 Abbildungen

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2019
www.chbeck.de

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: Holzfigur «Chicoco»,
Inventar-Nr.: III C 6539 Land: Kongo (Brazzaville) aus der
Sammlung Robert Visser © bpk / Ethnologisches Museum Berlin, SMB;
Quipu – Knotenschrift der Inka an einem geschnitzten Stab
© bpk / Ethnologisches Museum Berlin, SMB; Beil, Melanesien, aus der
Sammlung James Cook © bpk / Ethnologisches Museum Berlin, SMB.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 74128 9



klimaneutral produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

INHALT

Einleitung

Kihawahine:
Die Zukunft in der Vergangenheit

– 7 –

Kapitel I

Hawaiianische Federumhänge und Maya-Skulpturen:
Das Sammeln von Ursprüngen

– 25 –

Kapitel II

Der Haida-Totempfahl und die Nootka-Adlermaske:
Hypersammeln

– 69 –

Kapitel III

Bronzen aus Benin: Die Kolonialismusfragen

– 111 –

Kapitel IV

Guatemalteckische Textilien:
Dauerhafte Sammelnetzwerke

– 149 –

Kapitel V

Die Maske des fliegenden Schwans:
Die Vergangenheit in der Zukunft

– 201 –

Epilog

Humboldt als Zugpferd

– 253 –

Danksagung

– 269 –

Anhang

Anmerkungen

– 273 –

Bild- und Kartennachweis

– 283 –

Personenregister

– 285 –

Einleitung

KIHAWAHINE –
DIE ZUKUNFT
IN DER VERGANGENHEIT

Die Schädel und die Knochen waren der Grund, warum sie sich an mich wandten, und die menschlichen Zähne, die in den Mund einer ungewöhnlichen Skulptur mit starker religiöser Bedeutung eingesetzt waren. Die Muttergöttin Kihawahine, eine hohe hawaiianische Gottheit, gehört zu den rund 500 Objekten, die der deutsche Arzt Eduard Arning sammelte, als er Mitte der 1880er Jahre auf Hawaii die Lepra studierte. Nach seiner Rückkehr schenkte er die Sammlung dem Berliner Museum für Völkerkunde. Die etwa 60 Zentimeter hohe und aus einheimischem Kou-Holz geschnitzte Kihawahine lag viele Jahre lang versteckt an der Felsenküste von Hāmākua auf Hawaii, in einem Gebiet, das nur schwimmend zu erreichen ist. Sie lag in einem mit Steinen ausgekleideten und einer flachen Steinplatte bedeckten Loch, zusammen mit einer hermaphroditischen Gottheit und einem Menschenschädel. Als Dorfbewohner die Götterfiguren zuerst entdeckten und ins nahe Waimanu-Tal brachten, breiteten sich Krankheiten unter den Menschen aus, worauf die Götter rasch wieder in ihre Steinhöhle gebracht wurden. Wenig später wurden sie Teil von Arnings Sammlung. Es ist ungeklärt, wie er an Kihawahine kam, doch es besteht kein Zweifel, dass sie von einer Grabstätte stammt.

Greg Johnson lehrt Religionswissenschaft an der University of Colorado. Seine Arbeit konzentriert sich auf das Zusammentreffen von amerikanischen Indianern und Hawaiianern mit internationalen und US-Gerichten. Im Herbst 2017 reiste er nach Deutschland, weil der Freistaat Sachsen bereit war, menschliche Überreste aus Hawaii, die in einem Dresdner Museum lagerten, an eine eindrucksvolle Gruppe von Traditionspflegern und Rückgabeexperten unter Führung von Halealoha Ayau zu übergeben, mit dem Greg seit Jahren zusammengearbeitet hatte.¹ Dieses bedeutsame Ereignis wollte Greg nicht verpassen.

Nach 26 Jahren des Verhandeln gab das Dresdner Museum für

Völkerkunde vier Iwi Kūpuna (Knochen der Vorfahren) zurück, die zwischen 1896 und 1902 aus Gräbern auf Hawaii entnommen worden waren. Im Zusammenwirken mit dem Office of Hawaiian Affairs nahm Halealoha Ayaus Gruppe von Traditionspflegern diese Überreste bei einer öffentlichen Zeremonie von Vertretern des Freistaats Sachsen entgegen. Nanette Snoep, die Direktorin der drei sächsischen Völkerkundemuseen, nannte dies «einen der vielleicht wichtigsten Tage in unserer Museumsgeschichte.» Zum ersten Mal hatte ein sächsisches Museum menschliche Überreste an ihren Ursprungsort zurückgegeben. Für Halealoha Ayau, der 26 Jahre lang versucht hatte, «die richtigen Worte zu finden», um die Erlaubnis zu bekommen, «unsere Familie wieder zusammenzubringen», war es mehr als das. Es war ein hoch emotionaler Augenblick des Abschlusses, die Vollendung einer moralisch gebotenen Handlung.

Die Rückgabe markierte auch einen Neuanfang. Zwischen der feierlichen Unterzeichnung der Dokumente und den rituellen Gesängen lobten Ayau und die anderen dankbar das Handeln des Museums als eines der «höchsten Demut», einen «Umbruch» in den Beziehungen zwischen deutschen Museen und indigenen Völkern. Es markierte für sie den Beginn einer dauerhaften Beziehung anstelle der früheren politischen Spannungen.

Nach dem Abschluss ihrer Arbeit in Dresden hatten Greg Johnson, Halealoha Ayau und ihre Freunde einige Fragen an mich über Berlin. Das dortige Ethnologische Museum (früher Museum für Völkerkunde) ist eines der größten und wichtigsten Museen seiner Art auf der Welt. Es enthält über 500 000 Objekte, darunter eine der bedeutendsten historischen Sammlungen hawaiianischer Artefakte außerhalb Hawaiis. Ein Großteil dieser Hawaii-Sammlung stammt von Eduard Arning. Als er seine Sammlung im Februar 1887 der Berliner Anthropologischen Gesellschaft im Museum für Völkerkunde übergab, lobte Adolf Bastian, der Vater der deutschen Ethnologie und Direktor des Museums, die «Schätze» der Sammlung und äußerte die Überzeugung, Arnings einzigartiges Geschenk habe die vorhandenen hawaiianischen Stücke zu einer Sammlung ergänzt, die die «einzige ihrer Art» sei. Er gratulierte Arning auch für die ausführlichen Informationen, die er über die Artefakte gesammelt

*Kihawahine. Staatliche
Museen zu Berlin, Ethnolo-
gisches Museum.*



hatte. Den Zuhörern erklärte er, Arnings Sammlung zeige, was mit «Ernst und Bemühungen und verständiger Anwendung derselben» selbst «auf einem fast bereits hoffnungslosen Felde» zu erreichen sei. Auch Rudolf Virchow, der berühmte Pathologe, Gründer der Berliner Anthropologischen Gesellschaft und liberale Reichstagsabgeordnete, lobte Arning in der Einleitung zu seinem Vortrag über die ethnologische Sammlung und bemerkte dann: «Auf die reiche Schädelammlung, die er uns gleichzeitig überbracht, und auf die vorzüglichen photographischen Aufnahmen von Eingeborenen, die er zum großen Theil selbst ausgeführt hat, werden wir ein anderes Mal zurückkommen.»²

Arning war kein Ethnologe, er war Hautarzt. 1883 reiste er nach Hawaii, um für die hawaiianische Regierung zu arbeiten, denn Premierminister Murray Gibson brauchte Aufschluss über die Ausbreitung der Lepra auf den Inseln. Als Arning aber im November 1884 in Honolulu eintraf, bewegte er sich nicht nur in den Kreisen der

Fachleute um König Kalākaua, sondern befand sich auch an einem Brennpunkt des polynesischen Handels. Er sah Artefakte, die Kapitäne von den Karolinen, den Solomon-Inseln und anderen pazifischen Häfen mitgebracht hatten, auf den Märkten. Er begegnete auch anderen Europäern wie Prinz Oskar von Schweden und dem schwedischen Archäologen Hjalmar Stolpe. Sie waren kurz vor Arning auf Hawaii eingetroffen, wo sie wenig erfolgreich archäologische und ethnologische Objekte zu sammeln versuchten.

Am Hof König Kalākauas bewegte Arning sich dagegen unter Beamten und Mitgliedern der Königsfamilie, die historische Gegenstände besaßen – Kleidung, Kultobjekte, Werkzeuge und Waffen. Der König war selbst ein eifriger Sammler. Seine Sammlungen befinden sich heute im Bishop Museum auf Hawaii. Als Arzt kam Arning außerdem mit Männern und Frauen aus allen Schichten in Kontakt, auch mit Fischern. An ihren Fischgöttern sah er, dass das Christentum die alte Religion auf den Inseln nicht völlig verdrängt hatte. Er sah es auch bei einigen der konservativeren Adelsfamilien. Viele ältere Glaubensinhalte und -praktiken wurden privat und im Stillen beibehalten.

Mit anderen Worten, Arning hatte Zugang zu vielen Ebenen der hawaiianischen Kultur und Gesellschaft. Er nutzte diesen Zugang, um das zu betreiben, was für ihn und viele andere eine der aufregendsten wissenschaftlichen Tätigkeiten seiner Zeit war: ein gewaltiges ethnographisches Projekt, das «ein universales Archiv der Menschheit» schaffen sollte, wie Adolf Bastian es nannte. Hierin lag für ihn der Schlüssel zu einer Gesamtgeschichte der Menschheit.

Als Arning erkannte, dass es trotz gegenteiliger Berichte immer noch möglich war, historische Artefakte auf Hawaii zu sammeln, schrieb er aufgeregt an den Physiologen Emil du Bois-Reymond in Berlin und schlug vor, eine Sammlung für Bastians Museum zu erwerben. Sein Vorschlag wurde zusammen mit Grüßen von König Kalākaua an Bastian weitergeleitet. Es überrascht nicht, dass Bastian auf seiner fünften großen Forschungsreise (1878–1880) bereits auf Hawaii gewesen und auch dem König begegnet war. Angeregt von dieser Begegnung schrieb er *Die heilige Sage der Polynesier* auf der Grundlage seiner Übersetzung des Kumulipo, eines Gebetsgesangs



Kihawahine mit anderen von Arning auf Hawaii gesammelten Objekten im Museum.

über die Genealogie und göttliche Abstammung des hawaiianischen Königs, dessen Text ihm König Kalākaua geliehen hatte. Bastian war über Arnings Einschätzung hochofrend. Er gliederte ihn auch gern den Hunderten von Menschen ein, die Mitte der 1880er Jahre auf der ganzen Welt begeistert für ihn sammelten. Am Ende des Jahrhunderts waren es Tausende.

Bastians Museum

Bastians Begeisterung war ansteckend. Er verbrachte 25 Jahre seines Lebens auf Reisen im Ausland, ruhelos, ungeduldig, immer von einer Erfahrung zur nächsten eilend. Die Zeit war für Bastian stets flüchtig; er hasste Fehlkalkulationen oder Rückschläge, durch die er Zeit verlieren konnte. Als junger Mann hatte er dichtes dunkles Haar und einen bescheiden gestutzten Bart, der zu seiner unauffäl-



*Bastian als junger Mann.
Illustrirte Zeitung (1860).*

ligen Kleidung passte. Als sein Haar erst grau und dann weiß wurde, magerte er ab, verlor aber mit den Jahren nichts von seiner Energie oder Konzentration. Er wurde nur noch rastloser und spürte deutlicher, wie die Zeit verging und Zeitfenster sich schlossen. Trotz seiner wachsenden Berühmtheit war er persönlich zurückhaltend. Seine zunehmende Bekanntheit wurde ihm sogar unangenehm, und bei Ehrungen pflegte er häufig zu verschwinden. Dennoch war er ein begeisterter und überzeugender Redner. Seine Willensstärke und Beharrlichkeit, die ihn Hindernisse aller Art auf seinen Reisen überwinden ließen, beseelten seine Reiseberichte und seine Plädoyers für eine Gesamtgeschichte der Menschheit. Dieser Wille, diese Begeisterung und diese Argumente gewannen ihm nicht nur viele Mitarbeiter, sondern trieben auch Menschen wie Arning dazu, in Kontakt zu ihm zu treten und sich als Freiwillige zu melden.

Bastian wurde 1826 in eine der reichsten Bremer Kaufmannsfamilien geboren. Dieser Wohlstand erlaubte es ihm, sein Leben lang ohne materielle Sorgen zu reisen. Auch das Aufwachsen unter Überseehändlern machte ihm das Reisen zur zweiten Natur. Er erhielt eine neuhumanistische Erziehung in Bremen und beherrschte darum nicht nur Griechisch und Latein, sondern sprach auch flie-

ßend Englisch und Französisch. Später erkannte er sein besonderes Talent zum Sprachenlernen. Dadurch konnte er sich an den meisten Orten, die er bereiste, rasch verständigen und lernte einige Sprachen intensiver, wenn es ihm nützlich erschien. Dieses Talent hätte Bastians Lehrer nicht überrascht. Sie hatten seinen Eltern mitgeteilt, er besitze große intellektuelle Fähigkeiten, wenngleich seine Arbeit oft «übereilt» sei.

Noch in der Schule entwickelte Bastian seine Leidenschaft für die Naturwissenschaften und studierte sie dann an der Universität. Er promovierte in Medizin bei dem großen Pathologen Rudolf Virchow, der später ein enger Kollege und Freund wurde. Der wichtigste Teil seiner Erziehung folgte aber dem Modell seines Helden Alexander von Humboldt: ein rastloses Streben nach Bildung durch Reisen und Forschungen auf der ganzen Welt.

Bastian verließ Europa zum ersten Mal 1850 als Schiffsarzt. Die nächsten acht Jahre lang reiste er nach Afrika, Australien, in die Südsee, nach Süd- und Nordamerika und Südasiens. Dies regte seine Reiselust nur weiter an. Anfang der 1860er Jahre kehrte er für fünf Jahre nach Süd- und Südostasien zurück und reiste zuerst nach Indien, dann weiter nach Burma (heute Myanmar), Thailand, Kambodscha, Vietnam, Indonesien, auf die Philippinen, nach China, in die Mongolei und in den Kaukasus. Burma war der Höhepunkt der Reise. Er verbrachte ein halbes Jahr in den königlichen Palästen von Mandalay, wo er den Buddhismus studierte und mit Prinzen, Gelehrten und dem König religiöse Texte diskutierte. 1873 besuchte er den westafrikanischen Küstenstaat Loango, 1875–76 Mittel- und Südamerika, von 1878 bis 1880 reiste er von Persien nach Indien, Indonesien, Australien und Polynesien, bevor er nach Südamerika zurückkehrte. Ende der 1880er Jahre reiste er drei Jahre lang von Russland über Kleinasien nach Ägypten und Ostafrika, dann weiter über Indien und Australien nach Ozeanien. Im siebzigsten Lebensjahr trat er 1896 eine weitere zweijährige Exkursion nach Java, Bali und Lombok an, wo er erneut den Buddhismus intensiv studierte. Von 1901 bis 1903 setzte er diese Studien in Indien und auf Ceylon fort, die zu seinen Lieblingsländern zählten.

In vieler Hinsicht war Bastian ein Einzelgänger. Er reiste nie-

mals mit Freunden, in Gruppen oder als Expeditionsleiter. Stattdessen reiste er schnell und mit leichtem Gepäck, mit einheimischen Führern und manchmal mit Trägern, die ihm lokale Sprachen beibrachten und Einblicke in das Weltbild ihrer Gemeinschaften boten. Unterwegs waren seine Bedürfnisse bescheiden. Er war ebenso zufrieden damit, mit seinen Führern und Trägern im Freien zu schlafen, wie in den Häusern deutscher Kaufleute und Beamter oder in Hotels. Letzteres hielt er für zeitraubend, obwohl es ihm Gelegenheit bot, seine Vision zu vermitteln und mehr Menschen für seine Sache zu gewinnen.

Durch Alexander von Humboldt überzeugt, dass die Naturwissenschaften einen Weg zum Verständnis der kosmischen Harmonie der Welt boten, kehrte Bastian von seinen ersten Reisen mit dem heißen Wunsch zurück, Humboldts wissenschaftliche Methoden zur Erforschung der Gesamtgeschichte der Menschheit einzusetzen. Er ging von der Prämisse einer einheitlichen Menschheit aus – ein Volk in einer Welt. Die vielgestaltigen menschlichen Kulturen waren für ihn nur Variationen eines gemeinsamen Themas, Differenzen innerhalb einer psychischen Einheit, die von allen Menschen über Raum und Zeit hinweg geteilt wurde. Er war überzeugt, die Weltanschauung jeder Kultur drücke die Gemeinsamkeiten und Unterschiede aus, die man zwischen den Kulturen finde. Sein erstes Ziel war es somit, diese Gemeinsamkeit in all ihren räumlichen und zeitlichen Variationen zu verstehen, und sein Endziel, mithilfe dieser Informationen zu einer Gesamtgeschichte der Menschheit zu gelangen. Niemals glaubte er aber, er könne diese Ziele allein erreichen. Er erwartete auch nicht, sie zu seinen Lebzeiten verwirklicht zu sehen, aber er hielt sie für erreichbar und widmete sich darum seinem gewaltigen ethnographischen Projekt, das alle für diese Anstrengung nötigen Daten zusammenbringen würde. Dafür suchte er so viele Menschen wie möglich zu begeistern.

Der erste Schritt in seinem Projekt war das Sammeln möglichst vieler Informationen über alle Völker der Erde. Ein Teil dieser Informationen ließ sich durch Diskussionen, Beobachtungen und Texte gewinnen, die er alle auf seinen ersten Reisen nutzte. Doch weil ein so großer Teil der Welt bis in die Gegenwart schriftlos war, wandte

Bastian sich bald der Analyse und Sammlung der materiellen Kultur zu – alles, was Menschen produzieren und benutzen, von ihren großen Monumenten und höchsten Kunstwerken bis zu den einfachsten Handwerksarten und Alltagsgegenständen. Es ging ihm besonders darum, der materiellen Kultur schriftloser Gesellschaften Vorrang einzuräumen, weil für diese Menschen die Dinge, die sie herstellten und hinterließen, die einzigen Zeugnisse ihres Verhältnisses zur Welt und der Entwicklungsgeschichte ihrer Kulturen waren.

Für Bastian waren die Objekte, die Menschen herstellten und gebrauchten also zuallererst «Abdrücke ihres Volksgeistes», darum drehte sich ein Großteil seiner Veröffentlichungen – weniger um die Gegenstände, die er und andere für sein Museum sammelten, als darum, was sie über Sitten, Moral, Praktiken und religiöse Ideen eines Volks aussagten. Kurz gesagt, er benutzte die Objekte, um die Ausformung der dahinter stehenden Ideen zu erkennen. Die Ideen hinter den Objekten benutzte er wiederum dazu, die Entstehung des Weltbilds dieser Menschen zu verstehen, und er hoffte, er und seine Mitstreiter würden das für Menschen an allen Orten tun können. Also trug er Zehntausende und schließlich Hunderttausende solcher Objekte in seinem Museum zusammen, um eine gewaltige vergleichende Analyse dieser Weltbilder vornehmen zu können. Das war der Zweck des Museums. Darum befindet es sich mit seinen Sammlungen in Berlin.

Dies war eine völlig andere Art des Sammelns und Ausstellens als zuvor üblich. Bastian war nicht an Trophäen interessiert, er wollte sein Museum nicht mit außergewöhnlichen Objekten füllen. Darin sah er keinen großen Wert. Wie er stets wiederholte, wurde jedem, den das Museum in die Welt schickte oder der sich wie Eduard Arning freiwillig seiner Sache anschloss, «vornehmlich ans Herz gelegt, sich nicht durch außergewöhnliche Schaustücke blenden zu lassen, welche nach dem früheren Stile der Kuriositätenkammern sich zum Aufhängen als Trophäen zu eignen scheinen.» Es galt vielmehr, «den normalen Durchschnittscharakter des jedesmal ethnischen Lebens ins Auge zu fassen und demgemäß Werkzeuge und Gerätschaften zu sammeln mit all dem zugehörigen Detail (bei den Herstellungsweisen vorbereitende Stadien) bis in die letzten Diffe-

rentialstellen hinaus.»³ Diese Objekte und die dazugehörigen Informationen würden Ethnologen die Daten liefern, die sie brauchten, um das Ziel einer umfassenden Menschheitsgeschichte zu erreichen.

Natürlich studierten in der Mitte des 19. Jahrhunderts auch andere amerikanische und europäische Anthropologen und Ethnologen menschliche Kulturen, sammelten Artefakte, schrieben Menschheitsgeschichte und füllten Museen. Doch Bastians ethnographisches Projekt und damit die Ethnologie, durch welche die Völkerkundemuseen inspiriert und geprägt wurden, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in ganz Deutschland entstanden, waren etwas anderes. Im Gegensatz zu den meisten ihrer Kollegen in Europa und den USA benutzten deutsche Ethnologen die Objekte nicht, um Theorien der Menschheitsentwicklung zu bestätigen oder zu illustrieren. Ebenso wenig wollten sie kulturelle oder rassische Hierarchien legitimieren. Vielmehr gingen sie von einer Ablehnung der Rassenkunde aus und der Annahme, dass keine angeborenen geistigen Unterschiede zwischen Menschen existierten. Bastian, Rudolf Virchow und ihre Kollegen glaubten, die Natur habe alle Menschen gleich ausgestattet; keine Gruppe habe angeborene genetische Vor- oder Nachteile. Somit erschufen sie ihre Museen als Räume für das Studium menschlicher Kulturen und Geschichten in all ihren Variationen, nicht um politisch nützliche Theorien über menschliche Unterschiede zu unterstützen oder zu illustrieren.

Ihre größte Schwierigkeit bestand darin, die Objekte als Zeugnisse menschlicher Kulturen und Geschichten zu finden, zu erwerben und in ihren Museen zusammenzutragen. Diese Schwierigkeit schien mit jedem Tag zu wachsen. Darum wurde Bastian so ruhelos, und seine Arbeit blieb «übereilt». Denn während die zunehmende Industrialisierung im 19. Jahrhundert die Transport- und Reisewege in ferne Länder für Europäer stark erleichterte, verstärkte sie auch Machtunterschiede und führte zu weiter reichenden und schnelleren Eroberungen. Diese Eroberungen veränderten wiederum viele außereuropäische Gesellschaften, reduzierten kulturelle Unterschiede, löschten ältere Produktionsformen aus und vernichteten die von früheren Generationen produzierte materielle Kultur und damit die Zeugnisse ihrer Geschichte vor der Eroberung. In ähnlicher Weise

mochte die wachsende globale Konkurrenz um Territorien und Macht zwar Bastians wissenschaftliches Sammeln erleichtern, erzeugte dabei aber auch Konkurrenz mit seinen Kollegen aus anderen Ländern, die Objekte zuerst zu erwerben oder den Erwerb von Objekten auf ihrem Territorium zu kontrollieren versuchten. Das untergrub Bastians Möglichkeit, zu reisen, wohin er wollte, und zu sammeln, wo es ihm am wichtigsten erschien. Die Zeit schien mit jedem Jahr schneller zu vergehen und führte ihn und seine Mitstreiter zu einer Serie von Kompromissen und Teufelspakt mit Beamten, Militärs und Mäzenen, die sein Projekt später untergrub.

Dennoch hatte er viele Erfolge. Als Bastian 1858 von seiner ersten Reise zurückkehrte, hatte er sich dem Projekt einer Gesamtgeschichte der Menschheit verschrieben und wurde rasch zur Leitfigur der deutschen Ethnologie – des Studiums menschlicher Kulturen in all ihren Variationen. Im Lauf der folgenden 45 Jahre (1860–1905) baute Bastian das weltweit größte und bedeutendste ethnologische Museum auf, er prägte die wissenschaftliche Ethnologie in den deutschsprachigen Ländern, inspirierte Generationen von Wissenschaftlern zur Mitarbeit und entwickelte eine Vision der Ethnologie, die Tausende von Deutschen auf der ganzen Welt in seine Netzwerke des Erwerbens und Sammelns integrierte. Eduard Arning war nur einer von vielen. Zwischen dem Ende der 1860er Jahre und dem Ersten Weltkrieg füllten ihre gemeinsamen Anstrengungen das Museum, bis es von Objekten aus allen Weltgegenden überquoll und zu platzen drohte. Dieser Erfolg erstaunte seine Kollegen und Konkurrenten in anderen Ländern, die ihm neidvoll zusahen, und hinterließ seinen Mitarbeitern und Nachfolgern eine Fülle an Material und viele Herausforderungen. Sein Erbe ist umstritten.

Denn nicht alles endete gut. Bastian kannte die Macht von Objekten. Er wusste auch, dass Wissen, Wissenschaft und Präsentation nicht getrennt werden sollten. Er wusste, dass sein Museum mehr sein musste als eine staatliche Präsentation, mehr als eine Geste der Macht und Würde – statisch, didaktisch und in seinen Augen langweilig. Das zentrale Ziel beim Sammeln dieser Hunderttausende von Gegenständen lag darin, sie durch dynamische, aktive und erhellende Gegenüberstellungen zusammenwirken zu lassen.

Die Objekte sollten uns das Sehen lehren, uns etwas über die Bereiche der Menschheitsgeschichte sagen, über die es wenige oder gar keine schriftlichen Zeugnisse gab. Die visuellen Präsentationen sollten helfen, die Gemeinsamkeiten zu erkennen, die hinter den endlosen Variationen des Menschlichen lagen. Der Wert der Objekte lag nie allein in ihrem Besitz, und ihr Zweck war nie die bloße Illustration didaktischer Schausammlungen. Letzteres hielt er für eine unzureichende Nutzung von Museen. Ethnologische Museen, so betonte er in seinen Anweisungen an Sammler und seiner Kritik der alten Kunstkammern, sollten vor allem Laboratorien sein, Orte für die Produktion von Wissen, nicht für dessen bloße Präsentation.

Doch das wurden sie nach seinem Tod. Teilweise begannen Bürokratie und Politik Bastians Vision schon zu seinen Lebzeiten zu untergraben, und nach seinem Tod 1905 erdrückten sie sie. Obwohl sein Erfolg beim Inspirieren von Menschen und dem Ausbau seiner Sammlungen beeindruckte, schwächten viele Hindernisse sein Projekt. Seinem Museum fehlte der Raum, um all die ständig wachsenden Sammlungen auszustellen und zu nutzen; sein Budget war zu klein, um genügend Assistenten einzustellen, und die vorhandenen Assistenten waren von den Arbeitsbedingungen zunehmend frustriert. Die jüngsten, die Karriere machen wollten, suchten nach Alternativen zur Arbeit in den Sammlungen, die durch Raum- und Finanzmangel chaotisch wurden.

Gleichzeit begann sich in Bastians letzten Lebensjahren Wilhelm von Bode, ein Kunsthistoriker, der 1905 Generaldirektor der Königlichen Museen wurde, für die Einheitlichkeit der Museen einzusetzen. Er hatte seine eigene Vision, und für Bastians Projekt war darin kein Platz. Als Generaldirektor lenkte Bode Mittel von den Naturwissenschaften zu den Künsten um und versuchte jahrzehntelang, Bastians Museum den anderen ihm unterstehenden Häusern anzupassen. Er versuchte Bastians Anhänger dazu zu bringen, den Charakter der Institution zu verändern, indem man sie dem Publikumsgeschmack annäherte, die Zahl der Sammlungen verkleinerte, einen Großteil der Objekte einlagerte und einer didaktischen Präsentationsästhetik folgte, die unterhalten und belehren sollte.

Schon 1911 schrieb Bode einen Bericht, nach dem das Museum

für Völkerkunde allein die «Naturvölker» betrachten sollte, nicht alle Völker der Erde. Er forderte auch eine «vernünftige Beschränkung» der Sammlungen des Museums durch Schenkungen, Verkauf oder Tausch. Vor allem wollte er das Museum in geräumige Hallen mit repräsentativen Objekten umgewandelt sehen, genau die Art didaktischer Schausammlung, die Bastian verabscheute. 1926, nur drei Jahre vor seinem Tod, bekam Bode sie.

Dadurch haben wir eine Menge verloren. Wir haben die Erkenntnis verloren, dass Völkerkundemuseen einmal etwas anderes waren als Kunstmuseen. Sie sollten niemals verkünden, demonstrieren oder illustrieren. Sie sollten Werkstätten sein, in denen Daten gesammelt und Wissen produziert werden konnte. Mit der Zeit haben wir auch vergessen, dass die deutsche Ethnologie oder Völkerkunde des 19. Jahrhunderts höchst liberal war. Sie war geprägt von der Weigerung ihrer Vertreter, unbewiesenen Rassenhierarchien zu folgen, und von ihrem Willen, die große Vielfalt einer einheitlichen Menschheit über Raum und Zeit hinweg zu verstehen. Das trennte die deutschen Ethnologen von ihren Kollegen aus den USA, England, Frankreich und den meisten anderen europäischen Ländern. Doch auch das wurde vergessen, und mit diesem Vergessen verloren wir auch das Verständnis, dass diese Museen als Häuser der Menschheitsgeschichte niemals Ausstellungsorte für exotische Andere sein sollten. Sie sollten Orte sein, die Menschen dabei helfen, das Menschsein und damit sich selbst besser zu verstehen.

All dies veränderte aber das 20. Jahrhundert. Zunächst begannen die jüngeren Generationen von Ethnologen, die nach Karrierechancen suchten, mit Bode und anderen zusammenzuarbeiten, um didaktische Präsentationen zu entwickeln. Immer stärker sollten diese Ausstellungsstücke Geschichten erzählen, die eher den Erfordernissen der nationalen Politik als der Humboldtschen Wissenschaft folgten. Sie begannen kulturelle Hierarchien zu diskutieren, die Kolonialsysteme rechtfertigen konnten. Dann wandelten die Nationalsozialisten die deutschen Kulturwissenschaften in Rassenkunde um; sie bauten Verbände und Institutionen um und veränderten die Bedeutung ihrer Namen. Nach dem Zweiten Weltkrieg brauchten diese akademischen Disziplinen Jahrzehnte, um sich da-

von zu erholen. Vielleicht ist es ihnen nie gelungen. Völkerkunde ist heute nur noch ein Schatten dessen, was sie einmal war. Sogar der Name ist außer Kurs geraten, für immer vom NS-Missbrauch befleckt. Unterdessen sind die Sammlungen, die Bastian und seine Kollegen so mühevoll über Generationen aufbauten, seit über einem Jahrhundert eingefroren – und warten darauf, der Welt ihre Geheimnisse mitzuteilen.

Mein zentrales Argument ist, dass es höchste Zeit ist, ihnen das zu ermöglichen. Es ist Zeit, die Objekte zu befreien und zu aktivieren. In vieler Hinsicht haben die Debatten um das Humboldt Forum seit dem Sommer 2017 dies ermöglicht. Die Diskussionen über den Bau einer modernen Version des preußischen Stadtschlusses in der Mitte Berlins und den Beschluss, einen Teil des Ethnologischen Museums zusammen mit Sammlungen des Museums für Asiatische Kunst, der Humboldt-Universität und einer stadtgeschichtlichen Präsentation zu zeigen, waren erhitzt.

Angetrieben von einer Art Vergangenheitsbewältigung, einer schmerzhaften Aufarbeitung der Vergangenheit in allen Bereichen der deutschen Geschichte, sind diese Debatten geprägt von Spannungen zwischen den Stimmen, welche die durch Alexander von Humboldts Schriften verkörperten liberalen politischen Visionen betonen, die Bastian und seine Kollegen dazu inspirierten, die größten Museumssammlungen der Welt zu schaffen und zu füllen, und jenen Stimmen, die hervorheben, wie solche Wissenschaftler und Institutionen (bewusst oder unbewusst) an den Verbrechen des 20. Jahrhunderts mitwirkten, vor allem dem Erbe der Kolonial- und NS-Gewalt. Diese Stimmen argumentieren völlig anders über Kihawahines Reise nach Berlin und ihre Zukunft. Erstere betonen ihren Wert im Zusammenhang der Sammlungen, letztere unterstreichen die fragwürdigen Methoden ihrer Erwerbung und ihren Platz im heutigen Hawaii.

Teilweise haben auch weltweite Anstrengungen, vor allem von Aktivisten wie Halealoha Ayaus Gruppe indigener Traditionspfleger, die seit Jahrzehnten über Grenzen hinweg für die «Entkolonisierung» historischer Institutionen arbeiten, diese Debatten angeheizt. Im Lauf der letzten drei Jahrzehnte haben solche Aktivisten, die sich

für Souveränität, Menschenrechte und den Schutz ihrer Kulturen, Sprachen und Religionen einsetzen, großen Erfolg auf der Weltbühne gehabt: vor den Vereinten Nationen, dem Internationalen Gerichtshof und in den Medien. Sie haben auch vor nationalen Gerichten Siege bei Landrechten errungen, häufig aufgrund religiöser Argumente, besonders in Australien, Brasilien, Neuseeland und den USA. Indigene Studien, vorangetrieben von indigenen Forschern wie den Begleitern von Halealoha Ayau, expandieren ebenfalls, und viele heutige Aktivisten sind hochgebildet und politisch gewieft. Diese Aktivisten und ihre Unterstützer in Europa und den Vereinigten Staaten haben sich auch stark auf Einrichtungen konzentriert, die Grabobjekte und menschliche Überreste von Nichteuropäern enthalten, und ähnlich wie Halealoha Ayau und seine Freunde in Dresden im Herbst 2017 haben sie mit ihren Forderungen nach deren Rückgabe in den letzten Jahrzehnten erstaunliche Erfolge auf der ganzen Welt erzielt.

Das Beste an den Debatten über das Berliner Humboldt Forum ist, dass sie die deutsche Ethnologie aus ihrem Schattendasein geholt und auf eine öffentliche Bühne gebracht haben, wo sie analysiert, diskutiert und – wenn wir Glück haben – gerettet werden kann. Ich habe dieses Buch geschrieben, um an den Wert der Sammlungen des Ethnologischen Museums in Berlin wie auch der anderen ethnologischen Museen im deutschen Sprachraum zu erinnern. Wenn es nämlich eines gibt, was mich an den Debatten des letzten Jahrzehnts beunruhigt hat, ist es, wie sehr die ursprünglichen Ziele hinter der Schaffung der Sammlungen und der Wert der Objekte selbst übersehen worden sind und bleiben.

Die umstrittenste Frage, die in den Debatten um das Humboldt Forum aufkam, ist die der Rückgabe von Objekten wie Kihawahine. Die Polemik erwuchs aus früheren Vorwürfen, die Deutschen hätten sich zu zögernd mit ihrer kolonialen Vergangenheit auseinandergesetzt und das Humboldt Forum zeige durch seine Kombination aus der imperialen Fassade des Gebäudes, seinem nationalistischen Symbolismus und der Entscheidung, staatliche Sammlungen außer-europäischer Objekte darin zu zeigen, dass Deutschland noch einen weiten Weg dabei vor sich habe.

Doch die Frage, die wir stellen sollten, ist nicht die, ob Rückgabe

oder nicht. Die Frage, die am dringendsten beantwortet werden muss, ist die, was wir mit diesen Sammlungen heute tun sollen. Rückgabe ist nur ein Teil der Antwort, und ich meine, dass wir diese Frage ohne ein klares Verständnis der Geschichte der Sammlung und von Bastians Zielen nicht ausreichend beantworten können. Dies ist ein grundlegender Punkt. Wenn wir die Geschichte der Sammlungen und die Herkunft der Objekte nicht verstehen, können wir nicht verstehen, was Bastian schon vor langer Zeit wusste: Ethnologische Museen sind Schatzhäuser voller historischer Spuren, materieller Objekte, die unglaublich viele Informationen über die Menschheitsgeschichte enthalten. Sie sind aber noch mehr. Wie Halealoha Ayau und seine Kollegen in Dresden und Berlin ganz klarmachten, können Objekte wie Kihawahine uns viel über unterschiedliche Ontologien lehren – unterschiedliche Arten des In-der-Welt-Seins und des Verhältnisses des Menschen zur Welt. Auf der grundlegendsten Ebene können sie uns viel über menschliche Gemeinsamkeiten und Unterschiede lehren, sie können uns viel über uns selbst lehren.

Wir sollten ihnen die Möglichkeit dazu geben. Doch in ihrem gegenwärtigen Zustand können die Sammlungen nichts tun. Über weite Strecken des letzten Jahrhunderts war der Großteil der Sammlungen in Depots weggeschlossen, getrennt von den didaktischen und unterhaltenden Schausammlungen. Solche Schausammlungen, wie sie Bastian niemals wollte und nicht toleriert hätte, haben diese Museen so stark dominiert, dass viele den ursprünglichen Zweck der Museen vergessen haben. Tatsächlich erscheinen Schausammlungen den meisten Menschen, selbst den Museumsmitarbeitern, als natürlich, unverzichtbar und grundlegend für jedes Museum. Die meisten haben schon lange vergessen, warum Bastian und die Tausende, die seine Arbeit unterstützten, dem Aufbau dieser Einrichtungen so viel Energie widmeten. Es ist Zeit, sich zu erinnern, Zeit, die Objekte zu befreien, Zeit, die deutschen ethnologischen Museen ihrem ursprünglichen Zweck zurückzugeben: der Produktion von Wissen über menschliche Kulturen und menschliche Geschichten.

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de